



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lauffer, Otto: Die Aufgaben der Museen in der neuen Zeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Aufgaben der Museen in der neuen Zeit

Von Professor Dr. Otto Lauffer



Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit! Vieles, was wir früher für durchweg lebensfähig hielten, wird heute gewogen und zu leicht befunden. Noch viel mehr aber wird vieles, was an sich durchaus lebensfähig bleibt, heute von einem veränderten Gesichtspunkte aus betrachtet und beurteilt. Wünsche nach Veränderung und Verbesserung werden von allen Seiten laut, und wer in der neuen Zeit leben und erfolgreich schaffen will, muß sich diesen Wünschen anzupassen suchen. Gerade in dieser Fähigkeit, sich anzupassen, zeigt sich erst recht die Lebenskraft und die Jugendlichkeit von Einrichtungen ebenso wohl wie von Einzelpersonlichkeiten.

So erwächst allen denen, die für den Ausbau öffentlicher Einrichtungen die Verantwortung tragen, die unabweisliche Pflicht, mit sich selbst zu Räte zu gehen, wie weit sie das ihnen anvertraute Gut bisher richtig verwaltet haben, wie weit sie etwa künftig neue Wege einschlagen müssen, oder endlich wie weit sie sich von früheren Gewohnheiten, die heute ganz oder doch wenigstens teilweise überholt erscheinen, frei machen müssen.

Dabei stehen unter allen den Einrichtungen, die den Ansprüchen der geistigen Kultur zu dienen haben, neben Kirche und Schule, neben Universitäten und Akademien mit in erster Reihe die Museen. Von ihnen soll hier kurz die Rede sein, von dem, was sie bisher geleistet haben, und von dem, was das deutsche Volk für die Zukunft von ihnen erwarten muß.

Die Tätigkeit der Museen hat sich nach drei verschiedenen Richtungen zu erstrecken. Sie besteht einmal im Sammeln, sodann in der wissenschaftlichen Verarbeitung, endlich in der vollstümlichen Zugbarmachung. Diese drei Aufgaben greifen überall ineinander über, eine kann nicht sein ohne die andere, wenn sie den berechtigten Anforderungen entsprechend ausgeübt werden sollen. Will man sich aber ein näheres Bild von ihnen machen, oder will man die Aufgaben untersuchen, die ihnen für die kommende Zeit erwachsen, so muß man sie eine nach der anderen, also jede für sich allein besprechen.

Was die Sammeltätigkeit angeht, so haben die verschiedenen Museums-gattungen eine sehr verschiedene Wesensart, je nachdem sie ihre Aufmerksamkeit in erster Linie auf das durchschnittlich Gültige, auf das Typische der Erscheinungen richten, oder nachdem sie gerade das Ungewöhnliche, das über den Durchschnitt Hervorragende, ins Auge fassen, oder endlich nachdem sie sich auf örtliche Sondererscheinungen beschränken. Diese verschiedenen Rücksichten treten bei den verschiedenen Sammlungen teilweise ganz rein in die Erscheinung, teilweise zeigen sie sich nebeneinander wirksam, und im letzteren Falle erklärt es sich, wenn die Grenzgebiete mancher Museen ineinander überfließen, und wenn sich in Einzelfällen für den Fernerstehenden der unzutreffende Anschein ergibt, als ständen nicht nur die gleichartigen, sondern auch die verschiedenartigen Museen untereinander in einem dauernden Wettbewerb.

Von den erwähnten Sammlungsformen ist diejenige wohl am reinsten ausgebildet, die auf das Außergewöhnliche, das Überrasgende ausgeht. Sie wird vertreten durch die Kunstmuseen, die Galerien und die Skulpturensammlungen. Auch die Kunstgewerbemuseen gehören in diesen Kreis, denn auch diese werden ihren Aufgaben nur dann am meisten gerecht, wenn sie sich freihalten von der Durchschnittsware, wenn sie nur künstlerisch erstklassige Stücke in ihren Rahmen ziehen. Andere Grenzen ihrer Sammelarbeit als diejenigen, die durch die Abstufung der formalen Werte gezogen werden, kennen die Kunstsammlungen nicht, also vor allem auch keine örtlichen Grenzen.

Die zweite Gattung, die in erster Linie das Typische der Erscheinungen zeigen will, erscheint am reinsten in der Form der naturwissenschaftlichen Samm-

lungen. Sie zeigen zunächst die verschiedenen Spielarten der Naturerscheinungen in ihren typischen Formen. Daneben aber ziehen sie auch die Abweichungen von diesen typischen Formen mit bewußtem Nachdruck in ihren Kreis. Ähnlich steht es mit den Völkerkundemuseen, die zunächst die für die einzelnen Völker charakteristischen Lebensformen zusammenstellen, daneben aber auch gerade diejenigen Stücke eifrig begehren, die durch die besondere Kunst ihrer Verfertiger über das Durchschnittliche erhoben sind, und die demnach auch in das Sammelgebiet der Kunstmuseen fallen.

Die historischen Museen beschränken sich auf ein Sammelgebiet, das örtlich oder — bei den vorgegeschichtlichen Sammlungen — zeitlich oder endlich — bei den neuentstandenen technologischen Sammlungen — sachlich begrenzt ist. Innerhalb dieser Beschränkung wollen sie, ähnlich wie die Völkerkundemuseen, einerseits das Typische, andererseits aber auch das Ungewöhnliche, das Außerordentliche zur Anschauung bringen.

Der Einfluß, den die Verhältnisse der kommenden Zeit auf die Sammelarbeit dieser verschiedenen Museumsarten ausüben müssen, wird nun nicht in jeder Beziehung gleichartig sein. Nach einer Richtung werden sie freilich alle in gleicher Weise betroffen. So reiche Mittel, wie ihnen vor dem Kriege aus öffentlichen und privaten Zuweisungen zufließen, werden ihnen in den kommenden Jahrzehnten nicht zur Verfügung stehen. Ihre Kaufkraft wird geringer, und das zu einer Zeit, in der infolge der allgemeinen Preissteigerung und des vermehrten Wettbewerbes des Auslandes die Anforderungen des Handels immer größer werden.

Die Museen werden dadurch — nicht immer zu ihrem Schaden — gezwungen werden, ihre Sammeltätigkeit, die vor dem Kriege vielfach bis über die gesunden Grenzen ausgedehnt war, in engerem Rahmen zu halten und sich auf das für die jeweiligen Zwecke Wesentliche zu beschränken. Nach einer Richtung bedeutet dieser äußere Zwang natürlich eine starke Behinderung. Das kann aber nach einer anderen Richtung zum guten Teil wieder ausgeglichen werden, wenn aus der Not eine Tugend gemacht wird, wenn man besonders bei den Kunstsammlungen, den völkerkundlichen und den historischen Museen auf die vergangene große Zeit des Sammelns nunmehr eine neue große Zeit des Sichtens und der Wohlordnung folgen läßt.

Hier liegen in der Tat große Aufgaben, die den Museen für die kommenden Jahrzehnte gestellt sind. Die auch heute noch oft erdrückende Überfülle der Schau-sammlungen muß gelichtet werden, womit man übrigens schon vor dem Kriege vielfach begonnen hatte. Nur das wirklich Wertvolle darf ausgestellt bleiben, und es muß so ausgestellt werden, daß es in seiner Bedeutung möglichst stark zur Geltung kommt. Was nur in zweiter Linie von Belang ist, was nur für die Spezialstudien des Fachmannes in Betracht kommt, das gehört in die Magazine, und die Museumsverwaltungen werden lernen müssen, was ihnen in vielen Fällen bisher kaum zum Bewußtsein gekommen ist, daß sie auch ihre Magazine für die Benutzung in Sonderfällen herzurichten und bereit zu stellen haben.

Bei dieser Bearbeitung der Magazine wird sich zweierlei ergeben. Einmal wird es möglich sein, sie — mit der nötigen Vorsicht — von allerlei wertlosen Dingen zu befreien, die sich bei jedem Museum im Laufe der Jahre anzufammeln pflegen, die ohne eine Museumsbedeutung zu haben, doch einen gewissen Handelswert besitzen, und deren Erlös den Sammlungen zugute kommen kann. Viel wichtiger aber ist ein Zweites. Die Museen müssen endlich den früher nicht selten befolgten Standpunkt aufgeben, bei dem sie nur an sich selbst, nicht aber an die Nachbarsammlungen dachten. Dieser frühere starke gegenseitige Wettbewerb hat zwar das Gute gehabt, daß er das Abwandern von sammlungswürdigen Gegenständen in das Ausland zum Teil verhindert hat. Daneben aber hat er auch dazu geführt, daß er in kaufkräftige Sammlungen eine große Reihe von Stücken gebracht hat, die dort zuerst sehr willkommen schienen, die dann aber vor besseren Stücken zurücktraten und wohl gar in die Magazine wanderten, während ihnen in ihrem engeren heimatischen Kreise eine sehr viel höhere Bedeutung zu-

gemessen wird. Solche Stücke gilt es jetzt wieder hervorzuholen und sie so auszutauschen, daß sie ihrer heimatlichen Umgebung wieder zugeführt werden. Auf diesem Wege des Tausches läßt sich zum Nutzen für beide Teile manches wieder gut machen, was die Vergangenheit falsch gemacht hat.

Die Museen werden diesen Weg in viel stärkerem Maße, als es bisher geschehen ist, zu beschreiten haben. Sie werden dabei wohl alle mit den Magazinen anfangen, aber sie werden dabei nicht stehen bleiben. Auch die Schausammlungen werden sie durch gegenseitigen Austausch sicherer orientieren. Das innere Schwergewicht der Gegenstände drängt notwendigerweise dahin, und die geräumigere Aufstellung, zu der man sich entschließen muß, wird den Museumsverwaltungen diesen Austausch erleichtern. Darin stimmen wir durchaus mit der von B. Valentiner verfaßten Denkschrift überein, die unter dem Titel „Umgestaltung der Museen im Sinne der neuen Zeit“ (Berlin 1919) vor kurzem erschienen ist. Nur muß der Austausch auf einem gegenseitigen Verständnis der Aufgaben der verschiedenen Museumsarten beruhen. Er darf nicht erzwungen werden dadurch, daß man die Maßstäbe nur von einer einzigen Museumsart nimmt und diese allen anderen überordnet. Valentiner ist diesem Fehler nicht entgangen. Für ihn ist die Rücksicht auf die Kunstsammlungen von vornherein das Entscheidende und Übergeordnete, und wenn er zu deren Gunsten allerhand Abgaben von den Völkerkundemuseen und den Antikensammlungen fordert, so handelt es sich dabei überhaupt nicht mehr um einen Tausch, sondern um eine zwangsweise Entnahme, die den Aufgaben der davon betroffenen Museumsarten nicht gerecht wird.

Einen besonderen Abschnitt in diesem Zusammenhange bildet das von Valentiner eingehend besprochene Verhältnis der Kunstsammlungen unter sich, der Galerien, Skulpturensammlungen und Kunstgewerbemuseen. Hier hat man schon seit Jahren mit gutem Erfolg angefangen zu mischen. Man hat zunächst stilgleiche Bilder und Skulpturen zusammen ausgestellt, man hat dann Möbel aller Art dazu getan, und es ist durchaus folgerichtig, wenn man dem nun auch noch Silber, Porzellan, Fayencen, Gläser usw. in entsprechender Auswahl angliedern und damit noch entschiedener auf das bisherige Arbeitsgebiet der Kunstgewerbemuseen übergreifen will. Freilich kann das, wenn es geschieht, nur mit sehr, sehr großer Zurückhaltung geschehen. Andererseits haben auch die Kunstgewerbemuseen schon seit Jahren die Neigung gezeigt, ihre Sammlungen künstlerisch vorbildlicher Gebrauchsgegenstände in Zusammenhang mit guten Bildern und Plastiken zu bringen. Es ist jetzt schon etwa ein Jahrzehnt her, da sagte mir Justus Brindmann, daß er es nur von feinen Anschaffungsmitteln abhängig mache, eines schönen Tages z. B. einen Franz Hals in sein Kunstgewerbemuseum zu hängen, und daß er sich auch Lichtward gegenüber bereits in diesem Sinne ausgesprochen habe.

Die früher mehr getrennt marschierenden Arten der Kunstsammlungen haben sich demnach auf einem weiten Gebiete zu ähnlichen Absichten entwickelt, und es wird die Aufgabe der Zukunft sein, in dieser Hinsicht endgültige Entscheidungen zu treffen. Valentiner geht in seinen Vorschlägen in dieser Beziehung so weit, daß er geradezu eine Verschmelzung der Werke der freien und der angewandten Künste in einer einzigen Gattung von Kunstsammlungen fordert und daraus den Schluß zieht, das Kunstgewerbemuseum müsse ein für allemal den Anspruch aufgeben, als Qualitätsmuseum gelten zu wollen. Es müsse wieder zu dem gemacht werden, was in seiner Linie von Anfang an liege, zu einer Typensammlung für das Kunsthandwerk. Höchstens könne es daneben noch für gewisse Gebiete als wissenschaftliches Studienmuseum gelten. Aber schon die hieraus sich ergebende Mischung hält er nicht mehr für glücklich.

Man sieht, wie weit hier die Forderungen gehen. Dennoch brauchte man auch vor ihnen nicht zurückzuschrecken, wenn sie wirklich eine unanfechtbare Lösung der hier angeschnittenen Fragen brächten. Letzteres ist aber mehr als zweifelhaft, denn die von Valentiner geforderte Verschmelzung müßte entweder zu einer — von ihm selbst abgelehnten — ungeheuren Ausdehnung der Kunstmuseen führen,

oder sie müßte weite Gebiete, auf denen sich die Kunstgewerbemuseen mit Erfolg betätigt haben, wenigstens in ihren Schausammlungen — dem wichtigsten Teile aller Museen — unberücksichtigt lassen. Andererseits liegt es auf der Hand, daß es die Aufgabe der Zukunft sein wird, sich mit diesen Fragen gründlich auseinander zu setzen. Das Endergebnis wird unzweifelhaft dahin führen, daß man an den verschiedenen Stellen je nach der Größe des Sammlungsbesitzes verschiedene Wege einschlagen wird. So hat R. Schäfer in Lübeck sich mit vorbildlichem Erfolge zu der Lösung entschlossen, daß er die früher getrennt aufgestellten kunstgewerblichen und ortsgeschichtlichen Sammlungen miteinander verschmolzen hat, und dieser Weg dürfte sich auch für andere mittelgroße Städte dringend empfehlen, während er für die ausgedehnten Sammlungen der Großstädte weder empfehlenswert noch erreichbar sein würde.

Ähnlich wie die Kunstsammlungen werden auch die übrigen Museumsarten durch die Beschränkung ihrer Ankaufsmittel in ihrer Sammeltätigkeit betroffen, insofern auch sie auf die Erwerbung besonders hervorragender Stücke bedacht sind. Weniger stark ist die Behinderung auf demjenigen Teile ihres Arbeitsgebietes, der die Sammlung der typischen Formen, d. h. des durchschnittlich üblichen, betrifft. Die Auswahl ist hier größer, und dementsprechend sind die Preise niedriger. Nach dieser Richtung bleibt also die Sammeltätigkeit verhältnismäßig wenig behindert. Aber das kommt im Durchschnitt doch nur den kleineren Sammlungen, die noch im Anfange ihrer Tätigkeit stehen, zugute. Je mehr ein historisches, ein völkertkundliches, ein naturhistorisches Museum bereits reich ausgebaute alte Sammlungen besitzt, um so mehr wird es auch auf seinem Gebiet besonders hervorragende Stücke zu erwerben suchen. So wird auch hier die Wechselwirkung des gesteigerten Wettbewerbs und der verminderten Kaufkraft in zunehmendem Maße mit ihren Hindernissen einsetzen, und hier wie bei den Kunstsammlungen wird die Folge sein, daß die Museumskräfte mehr auf innere Ordnungsarbeiten gerichtet werden müssen.

Hand in Hand mit einer Vertiefung der inneren Museumsarbeiten wird nun bei allen Museumsarten auch eine weitere Stärkung der wissenschaftlichen Arbeiten eintreten. In dieser Richtung werden die veränderten Verhältnisse den Museen nicht schaden. Sie werden ihnen nur förderlich sein. Eine zunehmende Verankerung des Sammlungswezens auf wissenschaftlichem Boden wird den Museen in Kreise der wissenschaftlichen Anstalten, in den sie als eines seiner jüngsten Glieder eingetreten sind, erst die volle Gleichberechtigung gewährleisten. Das Publikum wird dann endlich lernen, was es heute meist noch nicht weiß, daß der Museumsbeamte nicht in erster Linie als Sammler sondern als Gelehrter zu gelten hat, daß das Wissen die Voraussetzung für das Sammeln ist. Darin liegt eben der Unterschied zwischen dem Museumsbeamten und dem Privatsammler, denn bei dem letzteren bilden in den meisten Fällen nur die Sammlererfahrungen die Voraussetzung für das jeweilige Maß der einschlägigen Kenntnisse. Auf dieser Einsicht des Publikums wird dann endlich auch insofern eine höhere Wertschätzung der Museumsarbeit sich aufbauen, als die bisher noch so oft begegnende Auffassung gründlich beseitigt wird, nach der so ziemlich jeder interessierte Laie, mag er nun Künstler, Sammler, Schriftsteller oder Offizier sein, ohne vorhergehendes Studium in der Lage wäre, in die Museumslaufbahn, ja sogar in die Leitung eines Museums einzutreten.

Überblickt man die bisherigen wissenschaftlichen Leistungen der Museen in ihrer Gesamtheit, so zeigt sich dabei der reichste Ertrag auf Seiten der Kunstmuseen und der naturwissenschaftlichen Sammlungen. Das ist nicht verwunderlich, denn sie sind auf einem jahrhundertalten wissenschaftlichen Boden verankert. Die jüngeren Völkertundemuseen sind ihrem Beispiele planmäßig und mit guten Ergebnissen gefolgt. Am meisten im Hintertreffen befinden sich die historischen Museen. Diese haben zwar in den letzten Jahrzehnten hinsichtlich der Gebiete der vorgeschichtlichen und der römisch-germanischen Forschung auf den von den Geschichts- und Altertumsvereinen gelegten Grundlagen die erheblichsten Fort-

schritte erzielt, aber die systematische Behandlung der Altertümer des Mittelalters und der neueren Zeit steckt trotz vieler ortsgeschichtlichen Vorarbeiten noch ganz in den Anfängen. Hier eröffnet sich der wissenschaftlichen Arbeit noch ein weites Gebiet, dessen ernsthafte Inangriffnahme eine dringende Verpflichtung der historischen Museen ist.

Mit diesen wissenschaftlichen Aufgaben ist die Nugbarmachung der Sammlungen für das große Publikum — wenigstens zu einem bestimmten Teile — unmittelbar verbunden. Die wissenschaftliche Verarbeitung der Sammlungen ist die Voraussetzung für die volkstümliche Behandlung, die allein auf die weiteren Kreise der Bevölkerung einzuwirken vermag. In dieser Beziehung haben die Kunstsammlungen und die naturhistorischen Museen insofern mit den günstigsten Voraussetzungen zu rechnen, als den von ihnen vertretenen Interessen schon durch die Schule der Boden bereitet wird. Auf diesen Gebieten ist daher von seiten des Publikums eine starke Nachfrage, und die Museen haben sich mit anerkenntniswerter Eifer und vielfach mit gutem Erfolg bemüht, dieser Nachfrage gerecht zu werden. In der gleichen Richtung ist — wenn auch nicht mit gleich günstigen Voraussetzungen in bezug auf die Schule — in den letzten Jahrzehnten die Entwicklung bei den Völkertundemuseen gegangen. Von ihnen ist fast die gesamte populäre völkertundliche Literatur, über die wir heute verfügen, ausgegangen. Dennoch muß nach dieser Richtung noch erheblich mehr geschehen. Die zunehmende Erstarkung der Überseeinteressen im deutschen Publikum verlangt dringend danach.

Was die Kunstgewerbemuseen angeht, so kann man nicht sagen, daß mit ihrer stark entwickelten Fachliteratur auch die populäre Darstellung gleichen Schritt gehalten hätte. Vielleicht zeigt sich hier am deutlichsten, daß die stilgeschichtlich-technologische Betrachtungsweise, auch dann, wenn es sich dabei um Qualitätsstücke handelt, in den breiten Schichten der Bevölkerung einen starken Widerhall nicht findet, und daß infolgedessen auch eine populäre Behandlung keiner großen Nachfrage begegnet. Aber die Kunstgewerbemuseen müssen nach dieser Richtung in Zukunft sehr viel stärkere Versuche machen. Ihre ganze Stellung wird, wie wir gesehen haben, zwischen den berechtigten Ansprüchen der Kunstsammlungen und der historischen Museen vielfach in starke Bedrängnis kommen, und ob sie sich in der alten Form werden behaupten können, das wird in erster Linie von dem abhängen, was sie für die Allgemeinheit leisten, von dem Widerhall, den ihre Arbeit in den weiten Kreisen der Bevölkerung findet.

Fast am unbegreiflichsten liegen die Verhältnisse bei den historischen Museen. Ihre Arbeitsgebiete verlangen schon seit langer Zeit nach volkstümlichen Darstellungen für Schule und Haus. Aber statt nach dieser Richtung die ihnen gewiesenen eigenen Wege zu gehen, haben die historischen Museen sich — wenn man von der Vorgeschichte absieht — ein halbes Jahrhundert lang so gut wie vollständig in die Gefolgschaft der Kunstgewerbemuseen begeben und die altertumskundliche Arbeit fast ganz den Geschichtsvereinen mit ihrer örtlichen Arbeitsbegrenzung überlassen. Zusammenfassende Darstellungen altertumskundlicher Art fehlen deshalb wie in wissenschaftlicher so auch in populärer Form fast gänzlich. Hier muß also so bald wie möglich Abhilfe geschaffen werden. Das deutsche Volk hat einen Anspruch darauf, in leicht faßlicher Form über die Kulturerscheinungen seiner eigenen Vergangenheit belehrt zu werden, und es bleibt die unweigerliche Aufgabe der historischen Museen, diesen Anspruch zu erfüllen.

Die schriftliche Behandlung, von der hier die Rede war, ist aber nicht das einzige Mittel, das die Museen zur Popularisierung ihrer Sammlungen anzuwenden haben. Vor der schriftlichen Behandlung stehen auch hier die Sammlungsgegenstände. Der Aufbau der Museumsammlungen selbst ist es, der sich am unmittelbarsten an das Publikum wendet, der selbst da, wo ursprünglich das Interesse noch gering ist, die Aufmerksamkeit zu wecken und zu wiederholter Betrachtung zu erziehen vermag. Alle Museen, die überhaupt Anspruch auf diesen Namen haben, sind schon längst zu dieser Erkenntnis gekommen. Fragen der

Raumgestaltung, der Beleuchtung, der Schaukästen und der Hintergründe sind nach allen Richtungen durchgesprochen und ausprobiert worden. Die Museen, wenigstens alle größeren, sind dadurch schauwürdig geworden. Aber eine der wichtigsten Rückfichten ist bei alledem doch bisher viel zu wenig beachtet. Sie betrifft die schon erwähnte und oft bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Überfülle der Schauräume. Sie zu beseitigen sind bis jetzt eigentlich nur die Galerien und die Skulpturensammlungen mit dem guten Beispiel vorangegangen. Die kunstgewerblichen, die ethnographischen, die naturwissenschaftlichen und die historischen Museen müssen dem folgen. Das Publikum hat ein unbedingtes Anrecht darauf, und es wird nicht fehlgehen, wenn es die richtige und maßvolle Auswahl der Schauammlungen geradezu zum Prüfstein für die Fähigkeiten der Museumsleitung nimmt.

Bei einer lockeren Aufstellung sprechen die Gegenstände am besten für sich selbst zum Beschauer. Was außerdem noch durch notwendige kurze Erklärungen, durch einen knappen „Führer“ und durch eingehendere Kataloge für das Verständnis beigetragen werden kann, das ist seit Jahren von vielen Seiten erprobt, und es bedarf nur einer planmäßigen allgemeinen Durchführung. An dieser freilich muß auf allen Seiten mit Ernst festgehalten werden.

Eindringlicher aber als das geschriebene bleibt das gesprochene Wort, das in den Museumsführungen zur Geltung kommt. Nach dieser Richtung werden alle Museumsarten ihre Tätigkeit noch erheblich ausdehnen müssen. Für die Ausföhrung aber bleibt nur ein Weg. Selber können die wenigen Beamten, über die ein Museum in der Regel verfügt, die Führungen nur zum kleinen Teile übernehmen. Es müssen also Hilfskräfte gewonnen werden. Die Erfahrung zeigt aber, daß das bei einigem guten Willen nicht schwer ist. Lehrer, Studenten, Sammler und sonstige Liebhaber finden hier eine überaus dankbare Möglichkeit, sich zum Nutzen des Publikums und zum Vorteil der Museen zu betätigen. Die Museumsleitung muß sie in besonderen Führerkursen heranbilden und ihnen dann ihre Tätigkeit selbständig überlassen. Die Nutzbarmachung der Sammlungen für die Allgemeinheit wird dadurch den größten Gewinn erzielen, und es wird dadurch der noch immer nicht überall beseitigte geradezu beschämende Zustand aufgehoben, bei dem das Publikum sich immer wieder darauf angewiesen sah, sich bei den für ganz andere Zwecke eingestellten Museumsaufsehern Auskunft zu holen.

Biel erörtert wird heute in dem Zusammenhange einer erweiterten Nutzbarmachung schließlich noch die Frage einer Verlängerung der Besuchszeiten der Museen. Daß sie berechtigt ist, wird niemand bezweifeln. Das Publikum hat einen Anspruch darauf, die öffentlichen Sammlungen so lange wie möglich zugänglich zu finden. Nach der wechselnden Tageslänge darf man daher fordern, daß die Museen im Winter von 10 bis 4 Uhr, im Sommer von 10 bis 6 Uhr ununterbrochen geöffnet sind. Eine Schließung in den Mittagsstunden ist ganz unzulässig. Anders aber steht es mit der Frage, ob und wie weit es sich empfiehlt, die Museen auch des Abends bei künstlicher Beleuchtung zugänglich zu machen. Auch nach dieser Richtung sind schon wiederholt Forderungen laut geworden. Man kann sie aber weder vom Standpunkte der Museen noch im wohlverstandenen Interesse des Publikums befürworten.

Man brauchte dabei allerdings nicht vor der Tatsache zurückzuschrecken, daß die Museen bis jetzt nicht auf Abendbeleuchtung eingerichtet sind und daß die nachträgliche Anbringung der Beleuchtungskörper und der Leitungen nur zum Teil in befriedigender Weise erfolgen könnte. Man müßte das in Kauf nehmen, wenn etwas Gutes damit erreicht würde, und ebenso müßte man auch die vermehrten Kosten für Beleuchtung und Aufsichtspersonal ohne Bedenken auf sich nehmen.

Nun aber ist es schon sehr zweifelhaft, ob diesen Aufwendungen ein entsprechendes Ergebnis gegenüberstehen würde. Der Abendbesuch würde ja gerade für denjenigen Teil der Bevölkerung eingerichtet, der in der Woche Tags über nicht in der Lage ist, die Sammlungen besichtigen zu können. Dieser würde aber

auch des Abends auf die Dauer ausbleiben. Wer den Tag über gearbeitet hat, der ist des Abends wohl in der Lage, einen Vortrag zu sich zu nehmen, und solche Abendvorträge wird er in jedem Museum reichlich finden müssen. Er ist aber nicht mehr frisch genug, um selber die geistige Arbeit zu leisten, die jeder Museumsbesuch, wenn er überhaupt einen Sinn haben soll, unbedingt verlangen muß.

Bei dem Abendbesuch der Museen können also schon von seiten des Beschauers die unentbehrlichen Voraussetzungen nicht mehr erfüllt werden. Noch viel mehr entscheidend ist aber die Tatsache, daß dabei auch eine zweite Voraussetzung unerfüllt bleiben muß, und diese betrifft die richtige Beleuchtung der Schaustücke. Dabei kommt zunächst in Betracht, daß alle Farben, sowohl bei den Sammlungsgegenständen wie bei der Museumseinrichtung, auf das Tageslicht berechnet sein müssen. Bei künstlichem Licht können sie in der beabsichtigten Weise nicht zur Geltung kommen. Dazu kommt dann aber vor allen Dingen noch, daß bei jeder Museumsaufstellung die Rücksicht auf die möglichst richtige und auf die günstigste Beleuchtung, das heißt also die Rücksicht auf die gegebenen Tageslichtquellen des Museumsbaues, in erster Linie den Ausschlag gibt. Eine eingebaute Abendbeleuchtung hebt, auch wenn sie noch so geschickt angebracht ist, diese Rücksicht vollständig auf. Die Beleuchtung der Schaustücke erfolgt dann von der falschen Seite. Alle Schatten fallen dahin, wohin sie gerade nicht fallen sollen. Alle die Teile, die im hellsten Licht stehen sollen, liegen im Dunkel, ganz abgesehen davon, daß der Gegensatz zwischen Licht und Schatten überhaupt viel zu stark sein würde. Eine künstliche Abendbeleuchtung stellt alle künstlerischen Absichten der Museumsaufstellung geradezu auf den Kopf. Man kann sie darum von einschichtiger Seite niemals befürworten.

Was die neue Zeit nach alledem von den Museen verlangen muß, läßt sich in folgender Weise kurz zusammenfassen. Was die verminderte Kaufkraft der äußeren Vermehrung an Eintrag tut, das muß durch gesteigerte innere Arbeit ersetzt werden. Die Schausammlungen müssen von geordneten Magazinen getrennt werden. Ein vernünftiger Austausch der Museen untereinander muß die einzelnen Gegenstände des öffentlichen Besitzes an die Stelle führen, an die sie nach ihrer inneren Bedeutung am meisten gehören. Die Museen müssen sich überhaupt gewöhnen, mehr Rücksicht auf die besonderen Aufgaben der Nachbaranstalten zu nehmen als bisher. In der wissenschaftlichen Arbeit müssen vor allem die historischen Museen den Vorsprung, den die übrigen Sammlungsarten vor ihnen gewonnen haben, baldigst wieder auszugleichen suchen. Ebenso müssen sie eine populäre Behandlung ihrer Sondergebiete in gleicher Weise wie die Kunstgewerbemuseen stärker in Angriff nehmen. Die Schausammlungen müssen bei allen Museen lockerer und mit strengerer Beschränkung auf das wichtige aufgestellt werden. Sie müssen länger als bisher geöffnet sein. Sie müssen dem Publikum noch mehr, als es früher geschehen ist, durch Führungen und durch Vorträge in eigenen Vortragsräumen erschlossen werden.

Das alles sind große und vielseitige Ansprüche, die eine gewaltige Arbeit erfordern. Überblickt man sie aber insgesamt, so sieht man, daß sie alle kaum etwas grundsätzlich Neues bedeuten. Sie liegen alle durchaus in der Richtung, die die Museumsarbeit auch früher schon genommen hat. Ihr Gesamtcharakter läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß sie die Museen in noch engere Fühlung mit dem großen Publikum bringen. Darin aber wird für beide Teile nur ein großer Gewinn liegen. So werden sich die deutschen Museen auch weiterhin als Volksbildungstätten der schönsten und edelsten Art bewähren. Das deutsche Volk aber wird mit immer verstärkter Dankbarkeit erkennen, welch reicher Schatz der Anregung, der Belehrung und der inneren Erhebung ihm in seinen öffentlichen Sammlungen zur Verfügung gestellt ist.

Ein Museum, das für das Volk nicht verständlich und genießbar gemacht wird, ist wie ein vergrabener Schatz. Ein Volk, das seine reichen und wohlgeordneten öffentlichen Sammlungen nicht für sich selber ausnutzt, ist wie ein hungernder und dürstender Mann, der blind an wohlbesetzter Tafel vorübergeht.